Pierre Jarawan: Ein Lied für die Vermissten, Roman

Yeki Bud. Yeki Nabud

Die besten, die ältesten Geschichten der Welt beginnen seit jeher auf diese Weise: Es war so. Und es war nicht so. Ein einzelner persischer Satz aus einer ganzen Schatzkiste persischer Sätze, aber dieser ist das Fundament. Die Triebfeder

jedes Geschichtenerzählens. Der Beginn jedes Märchens.

Jemand war dort. Und jemand war nicht dort.

Es gab einmal eine Zeit, und es gab keine Zeit.

Yeki Bud. Yeki Nabud. Deine Fantasie ist ein windschiefes Haus. Oder ein geheimer Thronsaal. Höre, wie es schwirrt vor Botschaften und Bildern. Sieh dich um. Atme ein. Harzdurchwirkte Luft und Olivenhaine. Etwas im Duft dieses Augenblicks fordert dich auf: Habibi ya albi, schließe die Augen und denke an eine weiße Stadt. Die Stadt der Brunnen und des weichen Lichts, die Orchidee des Mittelmeers. Schließe die Augen und denke an Beirut. Denn es war so, und es war nicht so, wie die Alten es erzählen, das Beirut von damals. Sie erinnern sich gut.

Das Beirut vor dem Krieg? Habibi ya eini, das waren die Sonne, die Freiheit und die Lebenslust! Und die lauen Sommernächte in Pepe Abeds Taverne direkt am Meer, wo der Hummer die schönste Farbe hatte und nachts die Jachten vertäut auf den Wellen wogten – das Saint-Tropez der Levante. Es war der Geruch von Hibiskus im Mai, von Gazanien im August und süßen Orangen im November. Und von den Decken der Familien am Strand stieg das ganze Jahr über der warme Geruch der Mezze auf, die man bei Abu Naim in der Rue Duraffourd kaufte, wo es auch Dattelkekse für die Kleinen gab, die sie am Meer auf den Felsen verspeisten. Unter ihnen: Schatten auf der azurblauen See – die Flieger der Middle East Airlines im Tiefflug, die immer neue Touristen brachten ins Paris des Nahen Ostens.

Das alte Beirut, das war das Licht, das morgens über die Berge kam, um die Stadt mit allen Farben zu übergießen. Oder nachts das Funkeln der Neonreklamen am Cinema Montreal, in das die Jugendlichen heimlich durch ein Gitterfenster spähten, um amerikanische Filme zu sehen, und das schummrige Leuchten in den Jazzbars und Clubs, wo sich das Licht der Scheinwerfer in ihrem Bauchtanzschmuck fing, wenn Jamela Omar tanzte und sang. Dort in der Gegend, nur einen Steinwurf entfernt, stand das altehrwürdige St. Georges Hotel, in dem schwere Teppiche die Gerüchte

dämpften und Geheimnisse bewahrten, die Spione am Tresen flüsterten, zwielichtige Figuren auf dem Schachbrett der Stadt. Beirut, das waren die Straßenhunde, die durch die Gassen

streiften, und manchmal brachte Maurice, der junge Kellner aus Mar Elias, ihnen marinierte Hühnerleber mit, die er heimlich in der Küche stahl. Denn Beirut, das war Überfluss, das war Nächstenliebe und Rücksicht, wenn die halbe Stadt sich zum Freitagsgebet in den Moscheen leerte und etwas später wieder füllte, während nun die Klänge der Kirchenglocken, die aus dem Osten herüberschallten, die Christen zum Abendgottesdienst luden. Das Beirut vor dem Krieg, das waren die Klänge der Stadt. Stadt der Lieder und Melodien! Passanten sangen, der Muezzin sang, und die Nonnen in den Kirchen sangen mit den Gemeinden. Es gab das Rufen der Geldwechsler am Place des Martyrs, das Lachen der Verliebten an der Corniche, das Schachern der Händler auf dem Suk, rund um den Glockenturm am Place de l'Étoile, und das Gemurmel von Achmed Aziz, dem Schuhputzer vor dem Moonlight Hotel, der Marlon Brando und Brigitte Bardot einen angenehmen Tag wünschte. In dieser flirrenden, bunt gemischten Stadt, in der der armenische Juwelier mit dem maronitischen Schneider und dem schiitischen Obsthändler Dame spielte, in den Vorhallencafés der Basare, wo man sich eine Pfeife teilte und nach der Gesundheit der Familie fragte, aber nie nach der Religion. Denn die Feste, die feierte man gemeinsam, und eine Stadt, die viele Religionen kennt, kennt viele Feiertage. Beirut, das waren die Lieder von Dikran Najarian, dem Lautenspieler an der Rue Monot, der unter den Spitzbogenfenstern seine Lieder sang, die die Frauen in den Zimmern erröten ließen. Es war das Lachen der Kinder, die in den Hinterhöfen spielten, und das Kichern der Mütter, die sich über Balkone hinweg unterhielten. Und es war das ständige Gemurre von Hussein Badir, dem Souvenirverkäufer an der Rue Hamra, dem der zurückgehende Absatz seiner Sorgenkettchen Sorgen machte, weil die Leute sich einfach zu wenig sorgten.

Es gibt das Erzählen, und es gibt das Schweigen. Und es gibt das Fragen dazwischen. Was war mit dem Misstrauen? Mit den Ängsten, mit den Zweifeln? Wie konnte das, was später kam, passieren und warum? Doch wo Antworten sein sollten, stößt du nur auf Schweigen. Sand und Wüste. Die Geografiebücher sagen: Der Libanon ist das einzige arabische Land ohne Wüste. Doch das stimmt nicht. Die Wüste ist überall. Und in ihr gibt es kein Erinnern, das sich in Sprache fassen lässt. Keine Sprache für das Erinnerte. Das Schweigen, nach dem du fragst, ist tiefer als Stille. Weil Stille nie alles verschluckt. Selbst im kleinsten Raum bleiben das Ticken einer Uhr oder das Brummen des Kühlschranks. Dazu draußen vor dem Fenster gedämpfter Rummel, alltägliches Leben. Ruhe, Lautlosigkeit, Stille, es gäbe viele falsche Wörter.

Das Schweigen aber ist anders. Es dehnt sich über jeden Horizont und frisst, was es berührt, und jede Gewissheit, die zu finden du gehofft hast, stiehlt sich davon wie ein behandschuhter Dieb.

Schon die Erzähler früherer Tage in den Cafés und auf den öffentlichen Plätzen von Isfahan, Kairo, Damaskus und Beirut wussten, dass in der Wüste mehr ist als Leere. Dass sich unter dem Sand ganze Städte befinden, Zivilisationen, die irgendwann versunken sind.

»Schon ein Sandkorn genügt « – das sagte mir, als ich noch ein Kind war, einer der alten Meister. Wir waren von einem Sturm überrascht worden und hatten die Nacht im Haus eines Fremden verbracht. »Schon ein Sandkorn genügt, um eine große Geschichte daraus zu machen.«